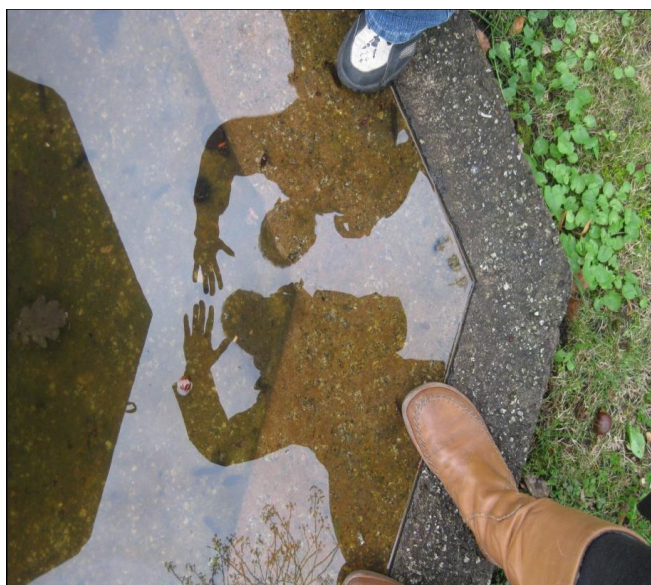


Eine Welt in Neukölln (und die Welt drumherum)

Erlebnisse und Gespräche einer Patenschaft

Ein Text von Sophie Reimers



*„Ohne das Kind, das ihm hilft, sich ständig zu erneuern, würde der Mensch degenerieren.“
(M.Montessori)*

Vorbemerkungen

Seit März 2010 bin ich Patin eines Jungen innerhalb des Projekts Neuköllner Talente. Es ist ein Projekt der Bürgerstiftung Neukölln und soll die Interessen und Gaben der Kinder wecken, ihnen helfen diese zu verfolgen und weiterzuentwickeln. Nach dem Abschluss meines Studiums entschied ich mich für die ehrenamtliche Mitarbeit als Talentpatin, weil ich von der Idee überzeugt war. Ich bin mir meiner privilegierten Position bewusst, als Kind von Akademikern wuchs ich auf, ohne auf meinem Bildungsweg größere Hindernisse oder Schwierigkeiten überwinden zu müssen. Vieles lernte ich nebenbei und dieses Wissen war eine Selbstverständlichkeit. Später lernte ich, dass es durchaus keine Selbstverständlichkeit war, und mir meine Herkunft bereits in der ersten Klasse einen Vorsprung in unserem Bildungssystem verschafft hatte. Mein zunehmend kritischer Blick auf die Chancenverteilung in unserer Gesellschaft führte auch zu meiner Entscheidung für die Patenschaft. Außerdem bin ich sehr gerne mit Kindern zusammen.

Mein Patenkind Ray ist Berliner, aufgewachsen in Neukölln. Er ist neun Jahre alt und geht in die 3. Klasse einer Neuköllner Schule. Ray wächst in einer kleinen Wohnsiedlung mit Spielstraßen und kleinen Gärten auf. Er lebt dort mit seiner polnischen Mutter, seiner Zwillingsschwester und einem älteren Bruder. Der ghanaische Vater lebt auch in Neukölln und besucht sie häufiger. Die Kinder sprechen mit ihrer Mutter Polnisch und mit dem Vater Deutsch.

Wenn der Name Neukölln fällt, werden bestimmte Assoziationen geweckt und auch wenn ich diesen Stadtteil von sehr unterschiedlichen Seiten kennengelernt habe, traten diese immer in Erscheinung, wenn ich über das Thema "Kindheit in Neukölln" nachdachte. Ich habe einige Jahre in Neu-

kölln gelebt und später dort geforscht. Neben meinen eigenen Eindrücken und Erfahrungen, kenne ich viele Zahlen und Daten dieses Bezirks, wissenschaftliche Beiträge, Artikel über Migranten, über sogenannte Problemschulen und auch Reportagen über Gewalt und Kriminalität. Ich habe in Gesprächen viele Meinungen zu Neukölln gehört und meine eigene vertreten. Doch auch wenn die Bilder der Reportagen und die dicken Überschriften der Artikel nur Einzelteile sind, aus denen sich mein Bild von Neukölln zusammensetzt, kommen sie immer wieder an die Oberfläche, drängen sich vor. Als ich begann über mein Patenkind, unsere gemeinsamen Erfahrungen in Neukölln und an anderen Orten, seinen Blick auf seine Welt zu schreiben, erschienen diese Assoziationen, als würden sie ihren Platz in dieser Geschichte einfordern. Irgendwo müsse es um die Probleme, die Konflikte, die Arbeits- und Chancenlosigkeit gehen – dieses Gefühl diagnostizierte ich. Solche Themen spielen in unserer Geschichte aber keine wichtige Rolle – denn in den Gesprächen mit Ray tauchen sie nicht auf. Auch wenn ich danach suchte, seinen Blick auf diese Seite Neuköllns entdecken wollte, ihm Fragen stellte – sie führten ins Leere. Für ihn ist die Welt einfach wie sie ist. Und in jeder Frage, jeder Vermutung und Erwartung näherte ich mich nicht seinem Bild dieses Ortes, sondern spiegelte sich mein eigener, problemzentrierter Blick. Ich weiß nicht, was ich von ihm erwartet hatte – einen sozialkritischen Rundgang aus Kinderperspektive? Es wurde jedenfalls sehr schnell deutlich, dass er mit meinen Fragen zu Neukölln nichts anfangen konnte. Rays Alltagswahrnehmung unterscheidet sich grundsätzlich von meiner. Er ist ein Kind ich bin eine Erwachsene. Für Ray ist seine Realität – seine Straße, seine Schule, die nächste Umgebung, das was er kennt – selbstverständlich und er beginnt erst Fragen zu stellen und andere Sichtweisen kennenzulernen. Ich habe mir schon viele Fragen beantwortet, die er erst stellen wird. Mein Wissen, meine Erfahrungen, filtern alle Eindrücke und es ist mir nicht möglich, die Welt so wahrzunehmen wie er.

Dies ist der Versuch unsere Geschichten zu erzählen, frei von den bekannten Bildern, und uns damit Rays Perspektive zu nähern. Ich weiß, dass es nicht ganz gelingen wird und dass meine Sichtweisen ständig mit einfließen werden, aber gerade die Unterschiede und Widersprüche in unserer Wahrnehmung sind interessant und aufschlussreich. Seit wir uns kennen sind wir immer vertrauter geworden, ich habe viel gelernt und vorher Selbstverständliches in Frage gestellt. Unsere Gespräche, Rays Gedanken und Fragen brachten mich immer wieder zum Nachdenken. Über diese Momente, Erfahrungen und Gedanken möchte ich hier schreiben.

Was kann ich? Was traue ich mir zu?

Der Neuköllner Junge, über den ich erzählen will, ist sehr schüchtern. Wir kennen uns seit über einem Jahr und haben uns in dieser Zeit einmal in der Woche getroffen und Vieles erlebt. Trotzdem muss ich oft erraten, was er möchte. „Keine Ahnung“ ist die Antwort auf sehr viele meiner Fragen. Ich möchte wissen was er denkt, was er sich wünscht und er sagt „Wie du willst“. Als wir uns beim Spielnachmittag kennenlernten, tobten alle anderen Jungs irgendwann durch den Raum. Ray blieb sitzen und wollte mit mir zusammen das riesige Puzzle beenden, das wir angefangen hatten. Als ich ihm anbot, er könnte auch mit den anderen spielen, erklärte er mir, dass er das wilde, laute Toben nicht mag. Ich konnte schon an diesem Tag zwei Seiten an ihm erahnen, die immer wieder auftauchen würden. Seine Zurückhaltung und sein Ehrgeiz.

Wenn ich Ray vom Hort abhole, schaue ich in die verschiedenen Räume, die Bastelecke, das Zimmer mit dem Kicker, den Autos und Bausteinen, den Bastelraum. Ray ist immer mit seiner Zwillingsschwester und ihren Freundinnen zusammen. Sie basteln, malen, die Mädchen üben Tänze, sie unterhalten sich, sitzen bei den Erzieherinnen. So wie bei unserem Kennenlernen ist Ray selten Teil der meist wilderen Spiele der Jungen. Als wir darüber reden sagt er, dass er es nicht mag wenn Jungs angeben und tun als wären sie die Tollsten. Er selbst spricht eigentlich nicht über das was er gut kann. Eher hebt er seine Defizite hervor. Dabei erlebt er häufiger Erfolge, von denen er erzählen könnte. Seit einiger Zeit sind er und seine Schwester im Sportverein für Rollschuhtanz. Sie nehmen an vielen Wettbewerben und Schauläufen teil und Ray hat schon oft den ersten Platz gewonnen. Eigentlich ist immer er oder ein anderer Junge seiner Altersgruppe der Sieger. Als ich beim Training zuschaue bin ich fasziniert wie diszipliniert und professionell er seine Kür probt. Die Sprünge, Drehungen und Bewegungen sehen ganz einfach aus, aber ich merke, dass Ray ehrgeizig ist und sich viel Mühe gibt. Auch wenn wir gemeinsam Schlittschuhlaufen, Fahrradfahren, Mini-golf spielen oder Bowlen möchte er etwas Neues lernen, schneller und besser sein.

Manchmal dauert es eine Weile, bis er sich etwas traut. In unbekanntenen Situationen ist er anfangs oft vorsichtig und ängstlich. Als wir zum ersten Mal zusammen Schwimmen gehen, ist das tiefe Becken zunächst unheimlich. Beim Schlittenfahren ist der Berg zu steil und gefährlich und der Feldgraben zu breit um rüber zu springen. Sein Ehrgeiz und ein kleines, ermutigendes Anstoßen von mir bringen Ray aber dazu, die anfängliche Angst zu überwinden und er springt ins Becken, rodelt den Berg runter und balanciert über den Ast auf die andere Seite des Grabens. Auch wenn wir Dinge zusammen unternehmen und entdecken, die nichts mit sportlichem Ehrgeiz zu tun haben, lässt sich Ray schnell begeistern. Er interessiert sich für Geschichte, stellt viele Fragen, „Gab es Könige in Deutschland? Leben die noch? Gibt es wirklich Indianer? Warum verkleiden die sich so? Was ist ein Politiker?“. Die Fragen zu beantworten ist eine Herausforderung, aber ich versuche es so gut es geht.

„Glaubst du eigentlich an Gott?“ will Ray bei einem unserer ersten Treffen wissen – was für eine Frage, die er einfach nebenbei stellt. Aber gleichzeitig ist seine Antwort auf so viele meiner Fragen nach seinen Interessen, Ideen, seiner Meinung „Keine Ahnung“. „Welchen Film würdest du lieber sehen?“ „Möchtest du etwas essen?“ „Würdest du gerne tanzen lernen?“ „Möchtest du dir ein Buch ausleihen?“ Die Antwort: „Keine Ahnung, ich weiß es nicht.“ Ich überlege immer wieder was diese Antwort bedeutet. Weiß Ray wirklich selbst nicht was er will? Überfordert ihn die Frage? Oder möchte er es mir nicht sagen. Wir haben einige Diskussionen zu diesem Thema, denn irgendwann nehme ich dieses „Keine Ahnung“ nicht mehr hin. Ich zweifle daran, dass er keine Ahnung hat und es macht mich auch ein bisschen wütend, dass er sich nicht die Mühe macht eine Antwort zu finden. Es sind ja keine Wissensfragen, sondern Fragen nach der eigenen Ansicht, nach seiner Meinung, seinem Willen. Seine Passivität zwingt mich Entscheidungen für ihn zu treffen und ich bin mir nicht sicher, ob sie immer in seinem Sinne sind. Ich erkläre ihm meine Seite, aber es fällt ihm schwer zu sagen, was er will, was er denkt. So einfallsreich seine Fragen und unsere Gespräche sein können, wenn es darum geht, einen eigenen Standpunkt zu haben, ist Ray oft gehemmt. Dementsprechend kurz fallen seine Antworten aus, als wir für eine kleine Lokalzeitschrift zu unse-

rer Patenschaft interviewt werden. Die Redakteurin gibt sich Mühe auf Ray einzugehen, ihm kindgerechte Frage zu stellen, aber er schaut in die andere Richtung und antwortet so leise, dass ich jedes Wort übersetzen muss. In diesen Momenten finde ich es schade, dass ihn die Situation so einschüchtert. Ich denke dann an die vielen Momente, in denen erwartet wird, dass man selbstbewusst und sicher auftritt und sich nicht verkriecht. Ich hoffe, dass er lernt mit diesen Herausforderungen umzugehen. Eigentlich halte ich gerade seine zurückhaltende, ruhige Art für etwas Besonderes, aber trotzdem frage ich mich, ob er sich in Zukunft durchsetzen kann, ob er gewappnet ist für Gegenwind.

Wenn es um die Schule geht, schätzt er seine Fähigkeiten sehr kritisch ein. „Nein, Lesen kann ich nicht gut, das hört sich dumm bei mir an.“ Bei einem unserer ersten Treffen sagt er „Ich hasse Lesen.“ Er sagt mir ein Gedicht vor und ist, nachdem er sich einmal versprochen hat, unzufrieden. Auch wenn wir zusammen malen findet er seine Menschen hässlich, ich soll alles malen, weil es bei mir schöner aussieht. Sein Gedicht soll fehlerlos sein, er möchte flüssig lesen, das Unfertige, der holprige Weg gefällt ihm nicht. Ich finde sein langsames Lesen gut und freue mich über das Gedicht, aber er glaubt es mir nicht ganz. Wenn wir miteinander Polnisch sprechen ist er mir überlegen, er lacht über meine ungelungenen Sätze. Seinen Namen spricht er immer mit einem rollenden R – so wie im Polnischen aus während Andere ihn eher deutsch „Ree“ oder englisch „Rääi“ betonen. Polnisch ist für ihn selbstverständlich und er nimmt es nicht als besondere Fähigkeit wahr. Deutlich ist ihm eher, was er in seinen Augen nicht gut kann, was ihm schwerfällt. Wenn ich darüber nachdenke, kommt mir dieser unausgeglichene Blick auf die eigenen Fähigkeiten bekannt vor. Es ist doch oft so, dass die Dinge die ich gut kann mir nicht auffallen, sie sind nicht der Rede wert. Dagegen hinterlassen die Aufgaben, die mir schwer fallen Spuren, ich ärgere mich über meine Unzulänglichkeit. In manchen Momenten hilft einer dem anderen diese Blockaden zu überwinden. Beispielsweise als ich ihn abgehetzt und gestresst zum Schwimmen gehen abhole und mich ärgere, dass ich nicht gelassener sein, und so auch besser auf Rays Bedürfnisse eingehen kann. Er mault mich zur Begrüßung an, dass er Hunger hat und ich entgegne gereizt, dass wir sowieso schon viel zu spät dran sind. Mir ist in diesem Moment bewusst, dass ich mit der Situation überfordert bin, dass ich Fehler mache, so wie es Ray beim Lesen geht. Meine Unzufriedenheit darüber steigert die Stimmung nur noch. Ich schimpfe beim Autofahren, ärgere mich, dass man im Schwimmbad nicht mit Karte zahlen kann und wir eine Bank suchen müssen. Auf dem Weg merke ich, dass Ray mit meiner schlechten Laune umgehen kann. Er versteht, dass es nichts mit ihm zu tun hat und lacht darüber, dass ich über die uns begegnenden Fußgänger schimpfe. Ray scheint es nicht schlimm zu finden, dass ich nicht immer ausgeglichen und positiv bin und ich kann loslassen und mit ihm über mich lachen.

Entdeckung der eigenen Welt – Stadträume – Grenzen

Rays Alltag spielt sich in einem relativ kleinen Radius innerhalb Neuköllns zwischen Wohnung, Schule, Spielplatz, Sporthalle und Lebensmittelgeschäft ab. Den kurzen Weg zur Schule machen die Kinder alleine und auch vom Hort gehen sie häufiger alleine nach Hause. Als wir den alltäglichen Weg gemeinsam gehen, macht Ray mich auf den Geruch aufmerksam, der ihm schon so vertraut ist, weil er ihn hier so oft riecht. Erst sind wir nicht sicher, was es ist – aber es ist ein ange-

nehmer, guter Geruch. Irgendwann weiß ich es – Kaffee – es ist Kaffeeduft. Später finden wir die Erklärung in der Kaffeefabrik, von der der Geruch hinüber weht. Dieser Geruch, der sich für Ray mit dem Schulweg verbindet, wird vielleicht, wenn er erwachsen ist, Kindheitserinnerungen hervorrufen, genauso wie mich eine bestimmte Sorte Bohnerwachs an meine frühe Kindheit erinnert. So lerne ich einige von Ray Alltagswegen kennen, mit ihren besonderen Eigenschaften und Begegnungen. An der Ecke zum Supermarkt geht er ungern entlang, dort sitzen immer die Alkoholiker und er hat Angst. Vor dem Mann, der ein paar Häuser im betreuten Wohnprojekt lebt, und mit jedem ein Gespräch beginnt, hat er keine Angst. Er findet ihn allerdings sehr komisch und dumm, weil er so viel Quatsch redet, wie Ray findet. Der Mann erzählt uns, dass er bald in den Urlaub fährt mit seiner Gruppe und wie schön es dort ist. Fahrrad fahren kann man dort auch – er wiederholt das immer wieder, so begeistert ist er. Als Ray und ich weitergehen sagt er mir, das sei einer von den Behinderten, die hier in einigen Häusern wohnen. Er lacht über den erwachsenen Mann, der so euphorisch ist, wenn es um etwas Alltägliches wie Fahrradfahren geht. Sich so freuen zu können ist aber auch etwas Besonderes und Schönes und ich versuche Ray diesen Gedanken zu vermitteln, während wir zwischen den Gärten entlanggehen. Abseits von diesen Straßen zwischen Schule, Wohnung und Spielplatz bewegen sich die Kinder wenig selbstständig in ihrem Kiez. Sie spielen mit den Nachbarskindern auf der Straße oder dem Spielplatz zwei Häuser weiter. Alle weiteren Strecken werden mit dem Auto zurückgelegt. U-Bahn oder Bus fährt Ray sehr selten, Fahrrad fast nur auf der Spielstraße vor der Tür. Die eher eingeschränkte Mobilität hängt auch damit zusammen, dass das städtische Umfeld als unsicher wahrgenommen wird. Ray hat mitbekommen, dass es viele gefährliche Situationen in der Stadt gibt und traut sich deren Bewältigung selbst noch nicht zu. Das Gefühl für den eigenen Stadtteil oder die eigene Stadt ist noch sehr vage. Die Welt ist noch viel zu groß, um sie zu begreifen.

Am Anfang unserer Patenschaft mache ich mit meiner Familie eine Reise nach Benin in Westafrika. Rays Vater kommt aus Ghana und Ray hat viele Fragen. Für ihn ist es Afrika, wo er noch nie war und sehr weit entfernt von Zuhause. Gut kennt er dagegen die Strecke nach Polen, zu den Großeltern. Die Zugfahrt über Warschau hat er im Kopf, so oft sind sie schon hingefahren. Und die Stadt der Großeltern hat er vor Augen, erzählt von den schönen Häusern, dem Fluss, dass sie schon mal ans Meer gefahren sind. Das kleine Schloss mit dem Park und den blauen Blumen im Frühling, fünfzehn Minuten von Rays Haus entfernt, kennt er noch nicht. Aber es begeistert ihn, seinen Radius auszuweiten. Ich merke schon bei unseren ersten Treffen, wie groß sein Interesse an Geographie ist und dieses Thema ist bis heute wichtig geblieben. Er nähert sich immer mehr einem Verständnis von Entfernung und entwickelt so eine Vorstellung von Räumlichkeit. Wir ergänzen uns, denn auch ich mag es meinen Lebensraum zu erlaufen, zu entdecken und so eine eigene Karte im Kopf zu haben. Auf diese Weise werden vorher unbekannte Straßen, anonyme Orte, Teil meiner Welt. Als wir uns kennenlernen, zeigt Rays eigene Berlin-Karte einen kleinen Teil Neuköllns und ich merke, dass er sie erweitern möchte, um neue Orte und Straßen. Bis heute verbinden sich die Orte, die wir zusammen kennenlernen und es entsteht ein immer größeres Netz. „Ich liebe es über eine Grenze zu fahren“ ruft Ray vom Rücksitz zu mir nach vorne, als wir aus dem südlichen Umland Berlins wieder in die Stadt kommen. Dieser Moment hatte, seit wir uns kennen, eine wichtige Bedeutung für ihn. Auch wenn wir von Neukölln mit dem Auto in den Zoo nach Charlottenburg

fahren, will er wissen durch welche Bezirke wir kommen, und wann genau wir die Grenze von Neukölln nach Tempelhof überqueren. „Jetzt? Jetzt?“ ruft Ray alle paar Sekunden und wenn ich das Schild verpasse, erfinde ich die Grenzen um ein paar 100 Meter verschoben. Gerade der Moment des Übertretens fasziniert Ray. Am liebsten würde er zwischen beiden Seiten hin- und herspringen, bis er selbst nicht mehr weiß wo er gerade steht. Mich beschäftigt an den Grenzlinien besonders ihre Willkürlichkeit, die so viel Einfluss haben kann. Sie legt fest und erscheint doch ganz zufällig. Warum ist hier die Linie und nicht dreieinhalb Meter weiter. Vielleicht ist es auch das, was Ray so spannend findet. Denn zunächst sind diese Linien nicht sichtbar, aber trotzdem gehört eine Seite der Straße zu Kreuzberg und die andere zu Mitte. Ray erzählt mir von diesem Mädchen im Sportverein, das in einem Haus wohnt, durch dessen Mitte sich eine Grenze zieht. Welche Grenze es ist weiß er nicht genau, aber es gehört zu zwei Stadtteilen. Das Mädchen könnte vielleicht in Neukölln Eier braten und sich in Tempelhof an den Tisch setzen um zu essen. Vielleicht putzt sie sich in Pankow die Zähne und legt sich im Wedding ins Bett. Oder sie wirft ihrer Schwester in Wilmersdorf von Charlottenburg aus ein Kissen an den Kopf. Bei dieser Vorstellung müssen wir lachen. Mir bleibt nach diesem Gespräch das Bild im Kopf, dass jeder Mensch ein grenzüberschreitendes Haus ist, mit ganz vielen Räumen an unterschiedlichen Orten.

Stadtkind in der Natur

Fast immer wenn Ray und ich uns treffen gehen wir raus. Wir sind beide lieber im Freien, als drinnen zu bleiben. Wie die meisten Kinder, die ich kenne, mag Ray Natur und Tiere. Wenn wir einen Ausflug ins Grüne machen fällt ihm die Stille auf. Er findet es schön, dass man keine Autos hört, dass man den ganzen Himmel sieht und keine Häuser. Er stellt sich vor, wie es wäre an einem so ruhigen Ort zu leben. Ihm gefallen auch die gepflegten, ordentlichen Ecken Berlins, die mir mit ihren Vorgärtchen und Reihenhäusern spießig erscheinen. Aber Ray mag gerade diesen geordneten Zustand, es erinnert ihn auch an die Stadt seiner Großeltern. Dort liegt kein Müll herum, erzählt er. Dreck und Lautstärke sind Eigenschaften der Großstadt. Wenn wir durch einen Park, über eine Wiese oder ein Feld gehen ist Berlin weit weg. Wir sind nicht auf engem Raum mit Ich zeige Ray wie man sich einen steilen Hügel seitlich hinunterrollen lassen kann. Erst traut er sich nicht, dass er die Wiese mit seinem Körper berührt, ist ihm ungewohnt und unheimlich. Später rollt er langsam ganz schief den Berg runter. Die Spiele in der Natur, die mir selbstverständlich erscheinen, sind ihm oft neu und nicht ganz geheuer. An einem kleinen Fluss mit Steinen kann er klettern und mit den Füßen im Wasser spielen. Er ist sehr vorsichtig dabei, „Es kann wirklich nichts passieren, außer dass du nass wirst.“ versichere ich ihm mehrmals. Am Schluss balanciert er auf einem Stein im Wasser und es ist eine Sensation für ihn. Als Kind hatte ich das Bedürfnis, unabhängig von Erwachsenen, meine Umgebung zu entdecken. Da ich wie Ray in Berlin aufwuchs, konnte ich das nur in einem umgrenzten Radius – in den Straßen meiner Umgebung. Wenn ich auf einem Feld oder im Wald war, um mich herum fast nur Natur und Himmel, dann verspürte ich einerseits den Impuls immer weiterzulaufen, etwas Unbekanntes zu entdecken – aber am Ende blieb ich in Sichtweite und sprang vielleicht über eine große Pfütze oder aß eine Walderdbeere vom Wegrand. Das waren nur sehr kleine Abenteuer. Auch bei Ray merke ich, dass er den Freiraum genießt, wenn wir draußen sind, aber sich noch weniger traut als ich damals. Vielleicht wissen wir als Stadtkinder nicht mit der Freiheit umzugehen, die uns angeboten wird. Die grüne Umgebung löst zwar positive

Gefühle aus, aber für Ray hat sie auch unheimliche Seiten. Besondere Angst hat er vor Zecken. Immer wenn wir uns auf eine Wiese setzen, auch wenn es nur ein kurzgemähter Rasen ist, tut er das nur mit Widerwillen, weil er glaubt es könnte dort eine Zecke lauern. Vor diesen kleinen Tieren hat er Angst, seit er gehört hat, dass man sterben kann, wenn sie einen beißen und sich festsaugen. Wir führen immer wieder Gespräche über die Wahrscheinlichkeit eines solchen Todes im Vergleich zu anderen Unfällen, aber damit kann ich Ray nicht überzeugen. Auch wenn er sich dann ab und zu auf eine Wiese oder einem Baumstamm setzt, merke ich im an, dass er nicht besonders entspannt ist und er lieber auf einem weniger natürlichen Untergrund säße. Wie die meisten Stadtkinder hat Ray wenig Kontakt zu freilebenden Tieren. Im Alltag begegnen uns Vögel, besonders die grauen Stadttauben, ein paar Enten und Insekten. Er und seine Geschwister haben einen kleinen Hündchen namens Gucci, das aber die meiste Zeit über bei seinen Großeltern in Polen ist. Manchmal kommt sein Großvater sie mit dem Schoßhund besuchen. Früher hatte Ray eine Ratte und später einen Hamster, der aber die Zugfahrt von Polen nach Berlin nicht überlebte. Begeistert ist er von den Tieren auf dem Bauernhof nahe Berlin. Die Ziegen, Schweine und Pferde interessieren ihn fast mehr als die Tiere im Zoo. Die betrachtet er eher distanziert. Aber als wir im Park ein Eichhörnchen ganz in der Nähe beobachten, ist er bezaubert. Das Tier erstarrt, bleibt auf dem Baumstamm sitzen und blickt uns an. Dieses Verhalten findet Ray bemerkenswert. Er kann nicht glauben, dass es lebt, so still wie es sitzt. Ich bin überrascht, wie sehr ihn diese Situation fesselt, denn mir kommt sie alltäglich vor.



Die Welt erklären

Wenn Ray und ich zusammen sind, stellt er unerschöpflich Fragen. In den sich daraus entwickelnden Unterhaltungen redet er viel und fragt immer weiter. Wir sind im Fluss und werden von einem zum nächsten Thema getragen. Ganz anders, als wenn ich ihn etwas frage und er „keine Ahnung“ antwortet. Wenn ich wenig spreche, erzählt er umso mehr. So kommen wir auf die unterschiedlichsten Fragen. Wir sprechen über Flugzeuge, den Flughafen Tempelhof, dessen Geschichte, den Zweiten Weltkrieg, Amerika, Hollywoodfilme und deren Realitätsgehalt, Flüchtlinge und so weiter. In diesen Momenten merke ich, wie viele Fragen er hat, und bin davon immer wieder beeindruckt. Zu Beginn war ich mir nie sicher, ob er sich an meine etwas verworrenen Antworten erinnert. Ein Schlüsselerlebnis war aber unser Wiedersehen nach den langen Sommerferien, in denen wir uns sechs Wochen nicht gesehen hatten. Er erzählte mir, dass er seinen Großvater in Polen mit Fragen nach dem Zweiten Weltkrieg und der Mauer gelöchert hatte, dass er sich die Karten rausgeholt und angeschaut habe und jetzt die Nachbarländer von Ghana kenne. Alle möglichen Geschichten, Ideen und Wörter, die zu Anfang noch unbekannt für ihn gewesen waren hatte er im Kopf behalten. Und er freute sich über seine neue Rolle in der Familie – derjenige zu sein, der die anderen mit Fragen nervte, die seine Geschwister nicht interessierten. Gleichzeitig ist vieles noch so unklar und es entstehen ständig neue Fragen. Ist Berlin ein Land oder eine Stadt? Ist Berlin so groß wie Deutschland? Kann man vom Teufelsberg bis ans Ende von Deutschland sehen? Wie groß ist Afrika? Welche Sprache spricht man in Hamburg?

Andere Fragen hat Ray sich dagegen schon beantwortet, denn sie sind Teil seines Alltags. Als wir zusammen in Kreuzberg schwimmen gehen wollen, können wir erst nicht rein – es ist Frauenbaden. Als wir dann später zu den Umkleidekabinen gehen, begegnen uns Frauen in Ganzkörperbadeanzügen. Ich kenne die Anzüge aus der Türkei und bin trotzdem überrascht, sie in hier im Hallenbad anzutreffen. Ray erklärt mir dagegen gleich, dass müssten wohl Frauen mit Kopftuch sein, die nicht mit Männern baden und sich nur in Badeanzug zeigen wollten. Für ihn ist das Thema aber damit wieder erledigt. An seiner Schule kommt ein Großteil der Kinder aus türkischen Familien. Dieses Verhältnis findet er auch in Neukölln wieder und so prägt es sein Weltbild. „Die meisten Menschen in Deutschland sind ja Türken, die sind hier her gekommen, weil unsere Währung besser ist glaub ich. Die haben da Taler.“ So erzählt Ray die Geschichte der türkisch deutschen Migration. Die Frage, warum Deutschland dann nicht auch Türkei heiße, wenn es hier viel mehr Türken gibt, kann er zwar auch nicht erklären, lässt ihn aber trotzdem nicht an seiner Sicht zweifeln. Seine Vorstellung bringt mich innerlich zum lachen, dass er die türkische Währung Taler nennt, gibt der Geschichte einen so märchenhaften Klang. Ich stelle mir vor, wie türkische Familien sich mit Säcken von Goldtalern auf die Reise nach Deutschland begeben, um diese in Euros umzutauschen. Neukölln ist für Ray Berlin und Deutschland in einem. Er kennt zwar auch andere Städte, aber bisher ist ihm noch nicht aufgefallen, dass die Bevölkerung überall unterschiedlich zusammengesetzt ist. Als mein jüngster Bruder mich in Rays Alter in Neukölln besucht hatte, bemerkte er hier wären so viele Italiener. In seinem Umfeld gab es wenig Türken und vielleicht den ein oder anderen Italiener. So ordnete er die Neuköllner dieser Gruppe zu. Auch ich kann nicht von außen erkennen, ob jemand Türke, Deutscher oder Italiener, Neuköllner oder Zehlendorfer ist. Aber wie die beiden Jungen, glaube ich es zu wissen und stelle meine Sicht nur ab und zu in Frage. Als Ray mir von sei-

nem türkischen Deutschland erzählt, habe ich unterschiedliche Impulse. Ich möchte ihm seine Vorstellung lassen, so als wäre es der Glaube an den Osterhasen, der ihm so lange bleiben soll wie es geht. Andererseits möchte ich ihm die Realität aus Erwachsenenperspektive nicht vorenthalten. Ich befürchte, dass er ohne sie nicht vorbereitet ist. Ich frage mich wie es für ihn sein wird in dem Deutschland, das ich sehe. Gleichzeitig weiß ich, dass er nicht völlig unbehelligt von Konflikten aufwächst. Zwar begreift er sie noch nicht in ihrem Ausmaß, aber er ist schon mit ihnen in Berührung gekommen.

Als wir am 1. Mai zu einem Basketballspiel in die o2 Arena fahren wollen möchte er erst nicht mit. Nach einer Weile kommt heraus, dass sein Bruder ihm gesagt hat, in Kreuzberg seien Nazis und er befürchtet nun, dass wir da lang fahren und welchen begegnen. Ich beruhige ihn, aber das Thema bleibt im Raum, und als wir auf dem Weg sind kommt er wieder darauf zurück. Er möchte wissen, wie Nazis eigentlich aussehen. Meine Antworten berühren nur einen kleinen Zipfel dessen, was ich darüber sagen könnte. Aber um dieses Thema zu erfassen, muss er älter werden. Noch ist ihm nur bewusst, dass die Nazis von denen er kein konkretes Bild hat, gefährlich für ihn sein könnten, weil er braun ist. So bezeichnet er seine Hautfarbe und die von anderen Afrodeutschen, „Der ist auch ein Brauner, wie ich.“. Er nennt sich nicht schwarz, denn das stimmt in seinen Augen nicht – seine Haut ist nicht schwarz sondern braun. Er findet es komisch, dass manche Erwachsenen den Unterschied zwischen diesen zwei Farben nicht sehen.

In vielen Momenten, wenn mir beinahe eine Erklärung, eine Antwort auf der Zunge lag, ist mir der Satz wieder eingefallen, Kinder seien dann bereit für etwas Neues, wenn sie danach fragen. Manchmal erzähle ich auch ungefragt, aber eigentlich hat mir dieser Rat geholfen. Denn manchmal antworte ich eben auch nicht, erkläre nicht gleich meine Meinung und höre einfach zu. Es ist nicht immer einfach, sich darauf einzulassen, aber ich erfahre Neues und meine Gedanken können dann ganz andere Wege gehen als sonst.